

Im Unternehmen angekommen?

Open Source Software wird nicht nur von Unternehmen verwendet, sondern diese stellen auch ihre Eigenentwicklungen der Programmierer-Community zur Verfügung oder lassen sie sogar mitprogrammieren. Nokia spart damit Entwicklungskosten und gewährt dafür der Open-Source-Szene einen Einblick in die Betriebsgeheimnisse.



Open Source Software erobert zahlreiche Bereiche – in Form des Tomtom auch den Markt der GPS-Navigationssysteme.

Unsichtbar versteckt in Servern von Google, SBB-Billettautomaten, Multimediaanlagen von Flugzeugen oder in GPS-Fahrzeugnavigationssystemen von Tomtom ist Open Source Software (OSS) aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken – nun ist sie vermehrt auch in den Schweizer Unternehmen angekommen, wie aktuelle Beispiele und eine Studie zeigen. Das Internet übrigens wäre ohne nicht quellschutzte Software gar nicht überlebensfähig, etwa 60 bis 70 % der Webseiten basieren auf frei verfügbarem Quellcode.

Stelldichein der Community

Unter Schweizer Unternehmen, die Open Source Software verwenden, befinden sich heute nicht nur spezialisierte IT-Dienst-

leister, sondern auch grosse Firmen wie die Mobiliarversicherung, der Sanitätspezialist Geberit oder die Raiffeisenbank. Dass quell-offene Software sich aus ihrem stiefmütterlichen Dasein befreit, zeigt sich auch am grössten Schweizer OSS-Anlass, organisiert von der Softwaremesse Topsoft und getragen vom Verein CH-Open. Referate von Firmen und Forschern gewähren halbjährlich Einblick in aktuelle Projekte. Und auch die Neuauflage der bisher einzigen grösseren Studie für die Schweiz wird an der nächsten Open-Expo Ende September erstmals präsentiert werden. Basierend auf der bereits 2003 durchgeführten Studie von den Cambridge Technology Partners, wurde sie unter dem Namen «Free- und Open Source (FOSS)-Studie Schweiz» erstmals 2006

von Swiss-ICT veröffentlicht, dem schweizerischen Verband für Informations- und Kommunikationstechnologie. Fazit: In den letzten drei Jahren hat der Einsatz von OSS tendenziell zugenommen: 2006 setzten drei Viertel der Befragten OSS ein oder planten dies innerhalb eines Jahres zu tun. Heute sind es bereits 82 % der Studienteilnehmer. OSS kommt in der Entwicklung sowie bei Servern und Netzwerken am meisten zum Einsatz, etwas weniger bei Desktop-Anwendungen. Im Bereich Server und Netzwerk wird OSS unverändert am häufigsten als Internet-Web-Server oder als Server-Betriebssystem verwendet. In der Entwicklung ist jedoch ein markanter Anstieg von 70 auf 81 % bei der Verwendung von Entwicklungswerkzeugen festzustellen.

Eine Alternative?

Warum wird vermehrt auf OSS gesetzt? Die überdurchschnittlich oft genannten Vorteile haben sich in den letzten drei Jahren überhaupt nicht verändert: die Unterstützung offener Standards, der Zugriff auf den Quellcode, die Unabhängigkeit von Lieferanten, die Community für Wissensaustausch und Kosteneinsparung. Das grösste Sparpotenzial wird unverändert bei den Lizenzen gesehen, bei der Schulung hingegen nicht. Dass OSS immer populärer und breiter akzeptiert wird, zeigt die Veränderung bei der Befragung zu den Bedenken. Gemäss den Verfassern nannten 2006 noch knapp zwei Drittel als Hinderungsgrund, dass OSS zu wenig bekannt und bewährt sei; heute finden dies nur noch gut zwei Fünftel. Im Gegensatz dazu hat sich jedoch der Einwand, dass nicht genügend Support vorhanden ist, nur wenig verringert. Interessant ist aber vor allem das Ergebnis, dass je intensiver sich ein Unternehmen mit OSS beschäftigt, desto positiver wertet es deren Vorteile.

(Un)gewollte Einführung

Natürlich verstecken sich hinter solchen Umfragezahlen immer auch individuelle Geschichten. Und meist bringt ein spezieller, unverhoffter Anlass die nicht quellschutzte Software ins Spiel. Statt einem Update von Microsoft Office wurde beispielsweise bei der Baumat AG kurzfristig Open Office eingeführt. Der Anlass: Da nach einer Umstel-

lung die Bildschirme bei der geforderten Auflösung flimmerten und ein unscharfes Bild zeigten, mussten nicht budgetiert 30 neue her – bezahlt wurde mit dem eingeplanten Budget für die Upgradekosten der Microsoft-Office-Lizenzen. Bei der Postfinance führte die Abhängigkeit vom Hersteller zum Paradigmenwechsel: Obwohl die herkömmliche Strategie klar auf Windows und Unix-Betriebssysteme setzte, wurde eine Neuorientierung nötig: Ende 2004 entschied HP überraschend, das von Compaq aufgekaufte und von der Postfinance verwendete Unix-System «Tru64 Unix» nicht ins haus-eigene «AP-UX» zu integrieren. Aufgrund dieser laut Postfinance-CIO Jochen Schneider «mittleren Katastrophe» starteten die Verantwortlichen eine grosse Evaluation. Dabei wurden die verschiedenen Unix-Systeme miteinander verglichen und auch ein Linux-Betriebssystem miteinbezogen. Fazit der Neuorientierung: Postfinance setzt wann immer möglich und sinnvoll Open Source Software ein. Trotz diesem klaren Bekenntnis zu offenen Standards ist die Bank ein reiner Benutzer, der OSS nicht selbst weiterentwickelt oder öffentlich zur Verfügung stellt. Allerdings wird intern eine entsprechende Kultur gefördert; weiterentwickelte Programme werden innerhalb des Unternehmens anderen Entwicklungsteams zur Verfügung gestellt.

Mangels Alternativen

Entgegen der IT-Strategie des Unternehmens handelten auch die Intranetverantwortlichen von Raiffeisen, als eine neue Intranetoberfläche her musste. Der Leitsatz «Buy before make» wurde aus Mangel an passenden Softwarelösungen ausgeklammert – nun ist der Quellcode des neuent-

wickelten Intranettools auf www.picok.ch frei verfügbar. Der Weg dorthin war jedoch gemäss Toni Gutweniger, Leiter Kommunikations-Services Raiffeisen Schweiz, nicht immer einfach. Eine Rückblende: Aus dem Bedürfnis der Mitarbeitenden nach einer personalisierten Startseite entstand bei der Bank die Idee, das Intranet Web 2.0 tauglich zu gestalten. So sollte zum Beispiel die Finanzberaterin laufend über aktuelle Entwicklungen an der Börse informiert sein, während der Kreditberater interne Preisinformationen zu Hypotheken vorfinden wollte. Letztlich wurde eine persönliche Startseite à la iGoogle, ein Telefonverzeichnis mit Facebook- oder Xing-Charakter sowie eine dezentrale Inhaltsverwaltung ähnlich einem Wiki eingeführt. In Zusammenarbeit mit der Zürcher Entwicklungsfirma Liip wurden bewusst Schnittstellen zum bestehenden Content Management System programmiert. So konnte das Unternehmen effizient auf «Enterprise 2.0» umgerüstet werden, ohne gleich das gesamte Intranet ersetzen zu müssen. Für Toni Gutweniger war schnell klar, dass er die flexible Eigenentwicklung einer breiten Entwickler-Gemeinschaft zur Verfügung stellen wollte – an der Hoffnung, dass später etwas zurück kommt. Intern brauchte dies jedoch viel Überzeugungsarbeit. «Ich musste Fragen beantworten wie «Wollt ihr jetzt Software verkaufen oder sogar gratis abgeben?» oder «Haben wir eine Garantie, dass es uns etwas bringt?» », erzählt Gutweniger mit einem Schmunzeln. Seine überzeugende Antwort darauf: «Nein, aber wenn wir es nicht machen, müssen wir ganz sicher alle Weiterentwicklungen selber tätigen.» Gutwenigers Strategie scheint aufzugehen: Bereits will eine weitere Schweizer Bank «Picok» einführen.

Voneinander profitieren

«Lasst uns doch die Entwicklungskosten teilen», sagen sich laut Sebastian Späth, OSS-Forscher an der ETH Zürich, immer mehr Unternehmen; vor allem dann, wenn es sich nicht um ihr Hauptgeschäft handelt. «Wird Infrastruktur eingesetzt, bei der es nicht um einen Wettbewerbsvorteil geht, sondern um einen reinen Kostenfaktor, sind auch konkurrenzierende Firmen eher gewillt, die Kosten zu teilen.» Beispielsweise stimmte die Neue Zürcher Zeitung schon früh zu, dass der Quellcode für das Content-Management-System ihres Webauftritts veröffentlicht werden durfte. Solche Neuentwicklungen programmieren oft IT-Dienstleister, die sich wie Liip explizit auf ein OSS-Geschäftsmodell stützen. Späth schätzt anhand von ausländischen Studien, dass gegen 50 % aller Schweizer Softwarefirmen OS-Komponenten in ihre Produkte oder Services einbauen.

Nokia arbeitet mit OSS-Community

Einen neuen Weg untersuchte der OSS-Experte unter der Leitung von ETH-Professor Georg von Krogh in einer Studie: Für ein mobiles Zugangsgerät zum Internet liess Nokia Programmteile von freiwilligen Entwicklern entwerfen; basierend auf Linux statt auf dem eigenen Betriebssystem Symbian. Dadurch erhielt das Unternehmen kostenlose Entwicklerarbeit, musste dafür aber die Kontrolle über Prozesse und Elemente abgeben sowie in Kauf nehmen, dass sich die Technologie manchmal in eine ungeplante Richtung entwickelt. «Zudem fordern die Entwickler als Gegenleistung oft auch geheime Informationen, wohin sich das neue Gerät entwickeln soll und welche Neuerungen künftig auf den Markt kommen», so Späth. Dies machte Nokia gemäss Studie zu schaffen, wurde aber umgangen: Das Unternehmen setzte auf selektive Kooperationen: Für Anwendungen, die termingerecht fertig gestellt werden mussten oder vor Wettbewerbern geheim gehalten werden sollten, beauftragte und bezahlte Nokia viele unabhängige kleine Entwicklerteams. Nokia profitierte nicht nur von der Entwicklungsarbeit, auch der Lerneffekt war gross, da in den Internetforen Probleme engagiert diskutiert und angegangen wurden. Zudem verbesserte sich der Ruf von Nokia und die Time to Market verkürzte sich, da viele bereits existierende Bausteine verwendet werden konnten. Das ganze war ein solcher Erfolg, dass Nokia auch das eigene Betriebssystem Symbian für Open Source freigeben will. Die gemeinsame Entwicklung sieht Späth als Trend: «Innovation wird so teuer, dass Einzelunternehmen manche Probleme nicht mehr alleine lösen können. Wenn mehrere zusammen spannen, profitieren alle.» (mm) 



Die quelloffene Web 2.0-Intranet-Software von Raiffeisen bietet unter anderem eine personalisierbare Startseite, ein Telefonverzeichnis sowie eine dezentrale Inhaltsverwaltung.